



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Julian: Bilder aus der Geschichte des Pietismus. 1. : J. J. Moser.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bilder aus der Geschichte des Pietismus.

1.

J. J. Moser.

Gewöhnlich macht man sich von einem Pietisten ein einseitiges Bild. Man stellt sich einen hagern, blassen Träumer vor, abgekehrt durch ewiges Gebet, die Augen unablässig zum Himmel gerichtet und den Sachen dieser Erde entfremdet; durch Seufzer und Thränen weich geworden, etwas hektisch und mit dem Tode beschäftigt. Solche Figuren kommen allerdings vor, aber der Pietismus zeigt sich auch in andern Metamorphosen; und eine derselben, die zu den interessantesten gehört ist der Gegenstand dieser Blätter.

Ein rüstiger alter Herr, breitschultrig und wohlbeleibt, mit hochrothem Gesicht und festem klaren Auge, in allen Geschäften des praktischen Lebens bewandert und von einer Nüchternheit, die keinen Augenblick Muße erträgt; ein alter Herr, der in seinem siebzigsten Jahr ohne Beihilfe der Hände einen Tisch zwischen die Zähne nimmt und auf demselben der Gesellschaft Kaffee präsentirt; ein streitfertiger alter Herr, der gegen Groß und Klein gewohnt ist laut und vernehmlich zu reden, in einer Periode, wo in dem lieben deutschen Vaterland die Herrschaft einer brutalen Gewalt in die Gemüther des Bürgerstandes jene berühmte Hundedemuth eingeführt hatte, von der wir heute kaum noch eine Vorstellung haben; ein alter Herr, dem sogar der Humor nicht fremd ist und der trotz aller Strenge seiner Grundsätze doch das Sprichwort versteht: Leben und leben lassen.

Es ist der alte Moser, den wir meinen: der Gelehrte, welcher das deutsche Staatsrecht dem Volk zugänglich gemacht hat und der zuerst unter den deutschen Rechtslehrern den Muth besaß, auf jede Gefahr hin der Gewalt gegenüber auszurufen: du thust Unrecht! Moser hat seine Lebensbeschreibung mehrfach aufgesetzt und hier wie anderwärts seine religiösen Stimmungen beschrieben. Wir suchen aus seinen fragmentarischen Notizen, so viel als möglich mit seinen eigenen Worten, das Bild einer bestimmten Phase des Pietismus zu-



hob; ja in beiden letzteren wurde die Herrschaft der zünftigen Gelehrsamkeit erst im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts durch Wolff und durch Gottsched auf die Spitze getrieben.

Wenn man die Pedanterie, die aus diesem Zunftwesen hervorging, mit Recht beklagt, so darf man doch einen Umstand nicht übersehen, der zu ihrer Rechtfertigung dient. Die deutschen Zustände waren, namentlich seit dem dreißigjährigen Krieg, so bodenlos elend, so verächtlich und verachtet, daß man in dem akademischen Zunftwesen den letzten Rest der bürgerlichen Ehrbarkeit und im gewissen Sinn der bürgerlichen Ehre suchen muß. Der wirkliche Adel war in die tiefste Noth versunken, diese lateinisch redenden und lateinisch denkenden oder auch nicht denkenden Theologen, Juristen u. s. w. bildeten eine Art von geistiger Aristokratie, welche die völlige Versumpfung des Lebens hinderte. Freilich mußte gegen sie, als den vollendetsten Ausdruck der Unfreiheit, der Hauptkampf des achtzehnten Jahrhunderts gerichtet werden; aber durch sie ist der Kampf auch nur möglich geworden; und wenn man in der Hitze des Kampfes gegen Wolff und Gottsched, gegen die Orthodoxie und die zünftige Gelehrsamkeit ungerecht gewesen ist, so sind wir jetzt wol unbefangener genug, sie als ein nothwendiges Moment unserer Entwicklung zu begreifen.

Der Pietismus hat den Kampf eröffnet, welcher das ganze achtzehnte Jahrhundert charakterisirt, den Kampf der individuellen Freiheit gegen den Zunftzwang, des praktischen Lebens gegen die leere Abstraction der Dogmen. Es war kein bloß äußerer Zufall, daß der erste große Kämpfer für die Freiheit, daß Thomastius sich eine Zeit lang eng mit den Pietisten einließ, denn sie bildeten denselben Gegensatz gegen die zünftige Gelehrsamkeit. Es war auch nicht bloß ein religiöser Haß, der die Pietisten gegen Wolff aufregte, sondern das dunkle Gefühl, daß aus diesem neuen Rationalismus ein ebenso arger unlebendiger Zunftzwang hervorgehn werde, als aus der alten Orthodoxie.

Spener ging von dem doppelten Bedürfnis aus, dem individuell religiösen Leben des Laienthums einen Spielraum zu öffnen, da es sich bisher auf die Passivität des Katechisirtwerdens beschränkt hatte, und den Glauben aus der Lehre in das praktische Leben überzuführen. Es war im Grunde nicht eine abweichende Glaubensansicht, welche den Zorn der Orthodoxen gegen die Pietisten erregte, sondern der Verdruß der zünftigen Gelehrsamkeit, daß außerhalb ihres engumschränkten Kreises sich ein geistiges Leben zu regen unterstand. Freilich unterlag nicht lange darauf der eigentliche Pietismus dem herrschenden Zeitgeist, er wurde zünftig wie seine alten Gegner: diejenigen, die sein Werk wirklich fortführten, sind Klopstock, Herder, Göthe.

Man möge diesen Punkt der Verwandtschaft im Auge halten, um in dem Folgenden Manches nicht gar zu unerklärlich zu finden: freilich würde man für einzelne Umstände eine deutlichere Vermittelung wünschen.

Johann Jacob Moser wurde 18. Jan. 1701 zu Stuttgart geboren; sein Vater war daselbst Expeditionsrath, die Mutter († 1741) stammte aus einer alten schwäbischen Predigerfamilie. Seine erste Erziehung erfolgte ziemlich unregelmäßig. „Hätte eine der Sache gewachsene Person, welche mein lebhaftes, aber auch meisterloses Gemüth zu regieren gewußt, meine Studien dirigirt, so hätte ich es in den Humanioribus weit gebracht; aber ich lernte unordentlich, wollte schon damals Bücher schreiben, übersezte alte römische Schriftsteller, schrieb ein Antiquitäten- und Medaillen-Cabinet wie auch einen weitläufigen Tractat de Autochiria, sammelte eine Menge philosophischer *cc. loci communes* u. s. w.“ — Als ein Buchdrucker ihm seine Bibliothek von 1200 Bänden, meist theologischen und philosophischen Inhalts, das Stück zum Kreuzer zum Verkauf anbot, setzte er bei seinem Vater den Ankauf durch, und verschaffte sich durch eifriges Lesen dieser zufällig zusammengekommenen Masse eine umfassende, aber buntscheckige Bildung. — In der Schule war er ziemlich vorlaut; ein Hofmeister, den er mit Fragen quälte, sagte ihm einmal: *tu es moleste sedulus!*

Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters 1717 faßte er den Entschluß, die Universität zu beziehen; man gab ihm eine Arbeit auf über das Thema: ob ein christlicher Regent mit den Türken ein Bündniß schließen dürfe? und ertheilte ihm endlich, mit Rücksicht auf seine ansehnliche Familie, die Erlaubniß: *quum jam in Academiam properet, impetum ejus cursumque nec inhibere nec retardare volumus*. So kam er nach Tübingen, und ergab sich sofort einem leidenschaftlichen, aber ungeordneten Fleiß: er ließ sich stets, um zwei Uhr Nachts wecken, bis es endlich seiner Gesundheit schadete. Die wüsten Gesellschaften der Zeit mitzumachen, hatte er keine Gelegenheit, da er das halbe Jahr mit zehn Gulden auskommen und über jeden Kreuzer genaue Rechenschaft ablegen mußte.

An den Collegien über römisches Recht — die nach seiner Beschreibung in der That sehr ledern gewesen sein müssen — an den fingirten Rechtsfällen vom Cajo, Maevio, Titio, Sempronio u. s. w. fand er keinen Geschmack; dagegen wurde er durch ein Lehrbuch auf das deutsche Staatsrecht aufmerksam, „weil ich lauter brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten suchte, und selbige in dieser Wissenschaft zu finden vermeinte.“ Das *Non scholae sed vitae discendum* war schon damals sein Grundsatz. — Bereits im siebzehnten Jahr gab er ein Buch heraus: *Decas Theologorum Tubingensium* und knüpfte einen gelehrten Briefwechsel an; im neunzehnten erwarb er sich durch eine Disputation (die er nach seinem eignen Bericht durch unerhörte Dreistigkeit zu Ende brachte) die Licenz, durch einen dem Herzog gewidmeten Folianten: „heraldische und politische Erklärung des württembergischen Wappens“ eine außerordentliche Professur der Rechte. Wer der Ansicht ist, in der „guten

alten Zeit“ habe der akademische Hofuspokus stattlicher ausgesehn als heute, möge den Bericht von den Hanswurftiaden seiner Inaugural-Disputation in seiner Selbstbiographie nachlesen.

Professor war er nun, doch fand er keine Zuhörer; statt dessen erwarb er sich 1721 durch eine ziemlich dreiste Bitte den Charakter eines Regierungsraths, und legte sich zugleich das adlige Prädicat bei, wozu er eine zweifelhafte Berechtigung hatte: seine Familie, deren Stammbaum bis 1450 hinaufgeht, und sich durch den Charakter der Ehrlichkeit auszeichnete, war 1573 geadelt worden (Moser v. Filsack); doch hatte der Zweig, zu welchem Moser gehörte, den Adelstitel nie geführt.\*) So für jede Gesellschaft ausgerüstet, ging er im Spätherbst 1721 nach Wien, nachdem er sich daselbst durch die zeitgemäße Abhandlung: Specimen prodromum juris imperialis in Magnum Ducatum Hetruriae empfohlen, erwarb sich die Gunst des Reichsvicekanzlers Grafen Schönborn, hatte eine Audienz beim Kaiser Karl, den er sehr gut schildert, und kehrte im Frühling 1722 mit den besten Ausichten und Versprechungen zurück. Die Rückreise hatte er benugt, eilig eine Reihe von Klosterbibliotheken zu durchstöbern und eine Bibliotheca Manuscriptorum herauszugeben.

In Stuttgart heirathete er 16. Juni 1722 die Tochter eines Geheimraths, Rosine Vischer (geb. 14. Mai 1703), mit der er seit zwei Jahren verlobt war. Der größte Gegensatz, den man sich vorstellen kann: er ein entschiedner Cholerikus, sie das ausgesprochne Phlegma. Uebrigens sah man ihn in Stuttgart scheel an, da man ihn bearagwohnte, die kaiserliche Gunst durch Verrath gegen Württemberg erkaufte zu haben, und er erkannte bald, daß hier seines Bleibens nicht sein werde. Nachdem er also Weplar besucht, und mit seinem entschiednen praktischen Blick die Mängel des Reichskammergerichts durchschaut, reiste er, mit einem Plan zur Verbesserung desselben in der Tasche, im Herbst 1724 zum zweitenmal nach Wien. An Reformen hatte man hier nicht im Entferntesten gedacht, man wies ihn spöttisch zurück, doch beschäftigte ihn Schönborn vielfach mit juristischen und politischen Arbeiten, die er gut, sogar glänzend bezahlte. Nicht bloß sein Auskommen wurde dadurch gesichert, er wurde eine einflußreiche Person: er erfuhr sehr viel, und man wandte sich an ihn, wenn man bei dem Vicekanzler etwas durchsetzen wollte. Nachdem er sich im Sommer 1725 auf einer Reise nach Stuttgart überzeugt, daß hier nichts für ihn zu hoffen sei, quittirte er den württembergischen Dienst und holte seine Familie nach Wien ab: zudem hatte die kaiserliche Residenz auf ihn einen ganz andern Eindruck gemacht, als das

\*) 1733 hörte er, wie es scheint, aus religiösen Bedenken, auf, den Adel zu führen; den 13. Dec. 1763 wurde derselbe durch Kaiser Franz für seine Söhne restituirt; sein ältester Sohn 1769 durch Kaiser Joseph in den Freiherrnstand erhoben.

kleinstaatliche Leben in Württemberg. Doch sollte sein Bleiben nicht lange sein: die Arbeiten und namentlich die Gesellschaften bei Schönborn strengten ihn an, er wurde krank, die Zumuthungen, katholisch zu werden, wurden ihm unbequem, und der Antrag, eine wirkliche Regierungsrath-Stelle in Württemberg anzunehmen, entschied seinen Entschluß: er schied aus Wien, wenn auch nicht ohne Betrübniß.

Den 25. Juni 1726 wurde er ins Regierungsrathscollegium zu Stuttgart eingeführt. Hier entwickelte er eine staunenswerthe Arbeitskraft, und erlangte eben dadurch einen entschiednen Einfluß auf das Collegium, der Vielen unbequem geworden zu sein scheint, unsomehr, da er unter Umständen sehr gewaltsam durchgriff, in seiner Heftigkeit Niemand schonte, und namentlich die Unterthanen gegen die Uebergriffe ihrer Herren zu schützen suchte. Ob nun dies der Grund ist, daß man ihn im folgenden Jahr bei der Verlegung der Kanzlei nach Ludwigsburg in Stuttgart ließ, mit Pension und dem Titel eines ordentlichen Professors am Collegium Illustre zu Tübingen, aber ohne ihm etwas zu thun zu geben; oder ob wirklich Gesundheitsrücksichten mitwirkten, mag dahingestellt bleiben. In diese Jahre seiner Muße fällt der Beginn seiner journalistischen Thätigkeit: die „merkwürdigen Reichshofrathsc Conclusa“ 1726, und die „Reichsfama“, die allmählig zu 23 Bänden answoll, 1727. Der Journalismus wurde damals eine Macht, weil er der zünftigen „Gelehrsamkeit“ den Alleinbesitz des geistigen Lebens entriß.

Bisher hat Mosers äußeres Leben einen abenteuerlichen Anstrich; hören wir nun, nach seinem eignen Bericht, die Geschichte seiner innern Entwicklung.

„In meiner Jugend beruhte der ganze Religionsunterricht auf den öffentlichen Katechisationen, die um so weniger hinreichten, als das wahre Christenthum damals noch als Pietisterei angesehen und man davor vielmehr gewarnt als dazu ermuntert wurde. Hingegen hatte ich schon in den untern Classen des Gymnasii aus (Val. Löschers) „Unschuldigen Nachrichten“ von alt und neu theologischen Schriften und Streitigkeiten so viel Kenntniß, als wohl hundert Pfarrer auf dem Lande nicht haben mögen, wollte auch Theologie studiren, wenn es mir nicht durch einen ungestümen Lehrer verleidet worden wäre. Auf der Universität aber kam ich bei einem tugendhaften Leben, nicht aus Lesung irreligiöser Bücher, sondern bei dem Nachdenken über die theologischen Wahrheiten und bei den aus meinem eignen Herzen entstandnen Zweifeln und Einwürfen gegen die heilige Schrift nach und nach ganz von der Religion ab; außer daß eine formido oppositi übrig blieb, und ich öfters, sonderlich bei gewissen gottesdienstlichen Gelegenheiten aus dem tiefsten Grunde meines Herzens seufzte: wenn ein Wesen aller Wesen ist, so möge es sich meiner erbarmen! und wenn die Bibel Gottes Wort ist, so möchte Gott mich nicht in

diesem Zustand sterben lassen! Daher ich auch mit größter Beklemmung meines Herzens das Aeußere mitmachte.“ —

Diese Gemüthsverfassung benutzte man in Wien 1721, ihn unter Verheißung großer Vortheile zu einem Religionswechsel aufzufordern, da ihm doch beide Bekenntnisse gleichgiltig seien. Aber er war zu ehrlich, der katholischen Confession den Vorzug zu geben, weder vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, noch vom historischen der Schrift; er lehnte mit einer humoristischen Wendung den Antrag ab. „Damals hatte ich keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen.“ 1724 hatte er den Muth, bei einer Frohnleichnamsp procession in Wien, als rings um ihn alles Volk, der Kaiser an der Spitze, sich niederwarf, allein aufrecht stehn zu bleiben. Als er bei seinem Abgang von Wien vom Canzler Grafen Schönborn, der immer sehr gütig gegen ihn gewesen, Abschied nahm, sagte dieser zu ihm: „Ich habe immer geglaubt, der gute Geist werde Sie überzeugen, daß Sie in einer irrigen Religion seien; sed Spiritus fiat ubi vult! Versprechen Sie mir wenigstens, daß, wenn Sie eine andere Ueberzeugung bekommen sollten, Sie dem guten Geist nicht widerstreben wollen.“ Moser bemerkte, daß, wenn es in Religionsfachen auf das Alter ankäme, man zum Judenthum oder vielmehr zum Heidenthum zurückkehren müsse, denn diese Religion sei die ältere; leistete aber willig das verlangte Versprechen.

In Stuttgart (1727) — vielleicht, weil er von den unmittelbaren praktischen Geschäften dispensirt war — fing er an, in sich zu gehn.

„Je mehr ich den ganzen Weltbau, mich selbst und alle Creaturen betrachtete, um so mehr Allmacht und Weisheit fand ich darin, und daß alles nicht von selbst also entstanden sein könne, sondern von einem unendlich großen Wesen geordnet sein müsse; worin Derhams Astro- und Physikotheologie mich so bestärkten, daß, ob mir gleich nicht alle Zweifel wegfielen, ich mich doch selbst für unvernünftig hätte halten müssen, wenn ich den überwiegenden Gründen hätte widersprechen wollen. Ich glaubte nun eine Gottheit mit großer Ueberzeugung, und hatte eine natürliche Religion. — Dr. Luther sagte mit Recht: es sei was Großes, wenn Jemand den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses mit Wahrheit sprechen könne! und ich setze hinzu: wie viel tausend Christen betrügen sich hierin selbst! — Nachher machte in Ansehung der Wahrheit der christlichen Religion eine von dem seligen Spener einem Naturalisten erteilte Antwort einen starken Eindruck bei mir: so Jemand will des, der mich gesandt hat, Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei. Anfangs deuchte mich diese Forderung unbillig; ich fand aber nachher, daß sie selbst in der Vernunft gegründet, mithin auch einer, so sich derselbigen nicht unterwirft, unentschuldbar sei, wenn er verdammt wird, und daß kein Naturalist, er habe gegen die Wahrheit der christlichen Religion noch so

viel einzuwenden, mit Recht sagen könne, sie sei gegründet, so lange er sich dieses Probitrains nicht bedient hat. Wenn z. B. ein Uhrmacher mir sagt: will er meine Uhren machen lernen, so muß er thun, was ich ihn heiße; thut er es und er lernt alsdann nicht, solche Uhren machen, so kann er mich für einen Stümper halten; thut er es aber nicht, so kann er auch nicht sagen, daß mein Vorgeben ungegründet sei, er mag noch so viel darüber räsonniren — hat nicht der Uhrmacher recht? . . . Hierzu kam, daß ich anfing, auf meine Gedanken, Begierden, Worte und Werke genauer Acht zu geben, da ich dann den bösen Grund meines Herzens und die Unmöglichkeit, Gott so zu gefallen, und in diesem Zustand eine zuversichtliche Hoffnung einer ewigen Seligkeit haben zu können, bald einsehn lernte. Nun wurde mir das Evangelium vom Mittler faßlicher, und um seinetwillen auch das alte Testament unanständiger.“

Da die fortdauernde Unthätigkeit in Stuttgart seinem Geschmack nicht zusagte, zog er März 1729 als wirklicher Professor nach Tübingen.\*) Dort studirte sein jüngerer Bruder Theologie. „Diesem war es in seinem Christenthum ein wahrer Ernst, und durch seinen Umgang mit meiner Frau wurde der Grund auch zu ihrer Erweckung gelegt. Sie hatte ferner eine rechtschaffene Näherin, die ihr viel gutes beibrachte, sie auch mit andern redlichen Seelen bekannt machte; ich aber wußte von allem diesem nichts, ob ich gleich selber um eben solche Zeit erweckt worden war. Wir fuhren einmal über Land, und da kam im Discurs heraus, was Gott bisher an beider Herzen gethan, wir aber auf das sorgfältigste vor einander verborgen hatten, weil jeder Theil glaubte, der andere würde ihm hierin hinderlich sein. Wir waren darüber erstaunt, erfreut, und liebten einander, nun auch aus diesem Grunde, ganz von neuem, und viel herzlicher als jemals. Wir fingen an, ohne daß wir es von Jemand gehört oder Anleitung dazu gehabt hätten, aus dem Herzen mit einander zu beten, so gut wir konnten.“ — 1730 ließ er, um sich und Andere im Glauben zu stärken, die „erbaulichen Todesstunden“ drucken, 1732 schrieb er 50 geistliche Lieder.

\*) Unter seinen Collegen war Wolffs Freund und Schüler, der Professor der Mathematik und Philosophie, J. B. Bilsinger (geb. 1693 im Württembergischen) der interessanteste. Moser erzählt von ihm mit einem gewissen Behagen verschiedene humoristische Züge. Als ihm Bilsinger einmal die unsinnigsten Censurstriche machte, und Moser sich darüber beschwerte, erwiderte er ihm, er wolle ihm nur das rasche Schreiben verleiden, sonst könne er ihm mit Lesen nicht nachkommen. Als er (1732) bei einer Trauerrede von einem Standesherrn viel Gutes gesagt, und Moser ihm einwarf, es sei ja nicht wahr, gab er den Bescheid: „seyn Sie nicht ein artiger Mann! wissen Sie denn nicht, daß man große Herrn in ihren Leichenreden nicht so vorstellt, wie sie gewesen seyn, sondern wie sie hätten seyn sollen?“ Auf den erzürnten Ausruf Mosers (1736): „das läuft ja gegen alle Principien!“ sagte er: „wir haben keine Principien, und wollen keine haben!“ — Bilsinger wurde 1735 Geheimrath, 1737 Con-sistorialrath und starb 1750. Außer seinen philosophischen Werken hat er auch Verschiedenes über Fortification und Naturkunde geschrieben.

Mit der Tübinger Zeit beginnt Mosers große Bedeutung für die Entwicklung der Staatswissenschaft. — 1731 erschien sein „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland“, der später in sechs Auflagen wiederholt und durch unzählige Nachlesen und Specialitäten ergänzt wurde. — „Wien und meine Regierungsrathstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar und was mehr oder weniger brauchbar sei: ich schrieb ein Lehrbuch nach meiner eignen Einsicht, darin ich die Alterthümer, das allgemeine Staatsrecht, das römische Recht u. s. w. ganz hinwegließ, und die deutsche Staatsverfassung bloß vorstellte, wie sie heutigen Tages beschaffen ist. Und weil ich für Deutsche schrieb, faßte ich mein Buch in deutscher Sprache ab.“ — Der letzte Umstand war nicht der unwichtigste, denn durch diesen Vorgang wurde das Staatsrecht der zünftigen Gelehrsamkeit entzogen und in die Hände des Volks gespielt. — „Meine Absicht war nicht durchweg ganz neue Dinge zu entdecken und das Bekannte zu übergehen, sondern ein brauchbares Handbuch zu schreiben. Ich bestrebte mich 1) unsere deutsche Staatsverfassung vorzustellen, wie sie nach den Reichsgesetzen sein sollte, 2) zu zeigen, wie sie in der Praxis in manchem davon abgehe, also wirklich beschaffen sei; 3) wie das deutsche Reich, soviel möglich, in seiner jetzigen Verfassung zu erhalten und die der Verbesserung fähigen Mängel abzustellen sein möchten.“ — Im Gegensatz gegen die frühere Buchgelehrsamkeit hat Moser zuerst aus der Fülle des Lebens geschöpft. Wenn man sich früher der Geschichte als einer Rechtsquelle bediente, so setzte sie Moser zu einem Hilfsmittel zur Erläuterung der Reichsgrundgesetze herab; gegen die alte und mittlere Geschichte war er gleichgiltig, und auch die neue interessirte ihn nur insofern, als sie wirklich fortlebte. — In jüngster Zeit hatten Cocceji und Ludewig die Wissenschaft durch grundlose geschichtliche Annahmen in Verwirrung gesetzt; ihrem geistvollen Gegner Guedling schloß sich Moser eifrigst an, mehr durch positive Leistungen als durch Kritik. — Neuerdings war durch Wolff auch in der Jurisprudenz die „demonstrative“ Methode aufgekommen, die Moser's praktischen Sinn ebenso zuwider war als die historische. Vor Allem, sagt Mohl (Encyclopädie II. 408 ff.) suchte er die Ueberzeugung zu begründen, daß das deutsche Staatsrecht kein aus einem System hervorgegangenes Lehrgebäude sei, welches aus empirischen Sätzen festgestellt werden könne, sondern ein geschichtlich gewordenes Verhältniß, dessen Einzelheiten in der Regel nicht sowol auf schriftlichen Normen, als auf Gewohnheitsrecht und Herkommen beruhen. Im Gegensatz gegen den Parteigänger, der mit Trugschlüssen unbegründete Ansprüche scheinbar macht oder irgend einer gelehrten und geistreichthuenden Eitelkeit und Verdrehung der Thatfachen fröhnt, machte er auch in den heikelsten Fragen mit unbedingter Freimüthigkeit alle ihm zugänglichen und von ihm für erheblich erachteten Thatfachen bekannt, zog daraus die ihm als richtig erscheinenden Schlüsse,

und gab überall der Wahrheit die Ehre, mochte sie nun dem Kaiser oder den Reichsständen, den Katholiken oder den Protestanten genehm sein. Auch als Publicist war er der ehrliche Mann.

Das ungeheure Material, welches seine Vorgänger bereits aufgestapelt hatten, oder welches ihm während seines langen Lebens zufiel, unternahm er mit einem beinahe übermenschlichen Fleiß zurechtzulegen und zu sichten. Die Staatsverhältnisse wußte er in einer einfachen, für den Geschäftsmann leicht handlichen Ordnung abzuhandeln, ohne daß er einem Gegenstand einen ungebührlichen Einfluß gestattet oder einen andern vergessen und vernachlässigt hätte. Bei seinem gesunden Verstand und seinem jeder nutzlosen Gedanken-spinnerei abgewendeten praktischen Wesen ließ er sich niemals zur Beschäftigung mit Kleinigkeiten, unbrauchbaren Spielereien oder bloß geschichtlichen Merkwürdigkeiten hinreißen. Seine Schnelligkeit im Durchlesen schwieriger Briefe und Actenstücke, so daß er stets den Hauptpunkt traf, war ebenso unglaublich als seine Schnelligkeit im Schreiben; sie erregte schon bei den Zeitgenossen Staunen. Ein Schüler hat von ihm 393 Werke aufgezählt, darunter einige, die 50 Folianten umfassen! Seine Collectaneen hatte er nach Zetteln genau geordnet und wußte das betreffende Material augenblicklich zu finden. Nicht bloß sein Gedächtniß war ungeheuer, sein Verstand war so gesund, daß nicht leicht Jemand in seinem Fach so wenig Trugschlüsse machte oder von Andern sich aufreden ließ.

Auf den Stil legte er keinen Werth; er stand in Bezug auf den Geschmack selbst unter dem Niveau seiner Zeit. „Wizig und angenehm, wie mein lieber ältester Sohn, zu schreiben,“ sagt er selbst, „ist keine meiner Erbsünden.“ Die Flüchtigkeit der Arbeit zeigte sich hauptsächlich in der äußern Form; manche seiner Schriften war auch um des lieben Brodes willen geschrieben.

Daß ihm philosophische Bildung fehlte, hat Moser selbst willig zugestanden. — Was er mittheilt, sagt Mohl a. D., ist an sich wahr; niemals unterschiebt er eine Erfindung als Thatsache; mit unbegreiflichem Fleiß ist das Gesetz, wenn eines besteht, sonst wenigstens die neueste Gewohnheit nachgewiesen. Allein vergeblich würde man bei ihm nach einem Versuche fahnden, das Wesen einer von ihm dargelegten deutschen Einrichtung durch Hinweisung auf allgemein menschliche Ideen zu erklären; vergeblich einen Nachweis, daß ein bestimmter Zustand eine innerlich nothwendige Folge gewisser vorangegangener Verhältnisse sei. Wenn je der Hergang erzählt wird, so sind es die äußern Ereignisse, ohne Hinweis, ob dieselben etwas an der Sache änderten oder nicht; ob sie folgerichtige und nothwendige Entwicklungen, gewalthätige Veränderungen des ursprünglichen Gedankens, oder allmälige Uebergänge zu andern Ansichten waren. Dieser Mangel an einer höhern Auffassung des Grundgedankens der einzelnen Einrichtung und an einer das Wesen im Auge behal-

tenden geschichtlichen Entwicklung derselben, läßt es nicht zum scharfen Bewußtsein der Rechtmäßigkeit oder der Unzulässigkeit neuester Zustände kommen. Eine jede Thatsache wurde leicht für einen rechtlichen Vorgang und eine jede geschichtliche Erscheinung für einen folgerichtigen Zustand genommen. Indem Moser das Dasein eines gemeinen deutschen Rechtsinstituts durch einzelne Beispiele aus den verschiedenen Ländern zu erweisen sucht, wird ihm die Häufigkeit einer Einrichtung bald gleichbedeutend mit ihrer allgemeinen rechtlichen Nothwendigkeit. Ja wenn für eine vorliegende Frage mittelst zahlreicher, wenigstens leidlich übereinstimmender Einrichtungen oder Vorgänge aus verschiedenen Reichsländern keine Antwort gefunden werden konnte, so begnügte sich Moser auch mit ganz vereinzelt Fällen. Daß diese möglicherweise durch Folgewidrigkeit und Irrthum entstanden sein konnten, kümmerte ihn nicht: denn der lebendige geschichtliche Zusammenhang war ihm fremd, ein Vorgang aber lag ja vor, welcher doch besser war als gar nichts. —

1106 Etwas davon zeigt sich doch auch in seinem religiösen Leben. Moser versäumt nie das vermeintliche Eingreifen Gottes in sein Schicksal — d. h. alle zufälligen glücklichen Umstände — als „Thatsachen“ sorgfältig aufzuzeichnen; und wenn er von der Sitte der Herrnhuter, durch Aufschlagen einer Bibelstelle den Willen Gottes zu entnehmen, principiell nicht viel hält, so scheint es ihm doch angemessen, die Fälle, wo so etwas wirklich eingetroffen, zu sammeln: es sind eben wieder Thatsachen.

1107 Daß seine Rechtsansicht in der Regel nicht in der Form eines schneidenden Urtheils zu Tage geht, sondern hauptsächlich aus der Anordnung zu entnehmen ist, und auch bei ausdrücklichem Aussprechen bescheiden und oft nur als Zweifel austritt, ist nicht Mangel einer eignen bestimmten Meinung, sondern hauptsächlich Scheu vor der Censur und sonstigem Verdruß. Wer will einem Schriftsteller eine anscheinend zweifelhafte oder schwankende Formen verdenken, wenn ihm die Censur wiederholt das Wörtchen nicht austreicht, um ihn das Gegentheil seiner Ueberzeugung behaupten zu machen! So hatte Moser sein Staatsrecht sehr vorsichtig abgefaßt, die verschiedenen Meinungen des Kaisers und der Stände nur referirt, ohne eigenes Urtheil: dennoch erregte es in Württemberg schon starken Anstoß, daß er die Ansprüche des Kaisers ohne bestimmte Widerlegung hinstellte. — Im Dec. 1729 wurden seine Papiere confiscirt und ihm erst nach anderthalb Jahren zurückgegeben, weil man eine geheime Correspondenz mit Wien argwöhnte! Trotz seiner im Uebrigen sehr günstigen Stellung — er hatte zahlreiche Schüler, zum Theil aus den vornehmsten Ständen, machte Bekanntschaft mit den ersten Kreisen, und behielt noch Zeit eine Affectur in Weylar zu verwalten — verleiteten ihm diese Verdrießlichkeiten doch sein Amt und er legte es 1732 nieder.

1108 Dies gab Gelegenheit zu seiner ersten Bekanntschaft mit dem Grafen

Zinzendorf, der ihm 1732 eine Stelle in Dänemark verschaffen wollte, und 1733 Tübingen selbst besuchte. „Um diese Zeit hatte eines herrnhutischen Töpfers Umgang mit meiner Frau vielen Segen; es kam bei uns zu einem ganzen Ernst, daß wir unsere Seelen erretten wollten. Es war um selbige Zeit überhaupt in Tübingen und in ganz Württemberg eine große Erweckung und vieler Segen. Manche rechtschaffene Prediger thaten ihr Amt redlich, manche, so noch von denen im Anfang dieses Jahrhunderts Erweckten übrig aber wieder eingeschlafen waren, machten sich von Neuem auf. Mein und meiner Gattin Herzensfreude war, wenn wir wieder von Jemand hörten, der einen guten Sinn habe oder sich bekehren wolle; wir suchten ihre Bekanntschaft, reisten ihnen nach; es war uns höchst angenehm, wenn uns dergleichen Personen besuchten, sie mochten noch so geringen Standes sein. Wir scheuten uns auch nicht, unsern Sinn freimüthig und öffentlich vor Jedermann zu bekennen, und nahmen die damit verbundene Schmach von den Weltleuten willig auf uns.“ — Die Familie hielt sonntäglich häusliche Erbauungsstunden, an denen Viele Theil nahmen. — „Bei aller Redlichkeit unsers Herzens fehlte es uns dennoch an genugsamer Erkenntniß unsers Herzens, der Sünde, der Gnade, der Heilordnung, des Unterschiedes des alten und neuen Testaments u. s. w.: daher verfielen wir im Anfang, auch wol hernach, zuweilen auf Nebendinge; in das Wissen und das Gebet mengte sich Selbstgefälligkeit und Bekehrsucht; es fehlte auch nicht an mancherlei Gelegenheiten, da wir durch Andere auf Irrwege hätten gebracht werden können, und es war Barmherzigkeit von Gott, daß wir bei solchen Umständen ohne Schaden durchkamen. Weil es uns an hinlänglichem Unterricht fehlte, so blieben wir noch vier Jahr in einem geseglichen Zustand.“ — Was das heißen soll, wird sich bald ergeben.

Als Herzog Carl Alexander 1733 zur Regierung kam, wurde Moser wieder als Regierungsrath nach Stuttgart berufen. Der neue Herr ging von großartigen Reformplänen aus, alle innern Einrichtungen sollten geordnet, mit allen Nachbarn die Streitigkeiten ausgeglichen werden, alles sollte auf einmal geschehn. Selbst Mosers ungeheure Arbeitskraft, der man alle unangenehme Geschäfte, namentlich in Religionsfachen zuschob, reichte nicht aus, eine sinnlose Aufgabe zu bewältigen, obgleich er auch hier sein Talent zeigte, unter Umständen sehr energisch durchzugreifen. Die großen Pläne geriethen, zum Theil wegen äußerer Noth (die Franzosen bedrohten 1734 Württemberg, das sich zu eng an Oestreich angeschlossen), bald ins Stocken, Moser erhielt schon 1735 längern Urlaub, die Archive des Cardinal Schönborn zu Odenheim zu ordnen.

„Auch in Stuttgart genossen wir eines genauen Unterrichts nicht: hingegen schlossen meine Verwandten, auch andre redliche Seelen beiderlei Geschlechts mit uns eine etwas nähere Geistesgemeinschaft: wir gingen mit einander zum Abendmahl, bereiteten uns gemeinschaftlich darauf, und dankten auf gleiche

Weise davor. Auch setzten wir, auf ernstliches Verlangen des Stadtpfarrers, die sonntäglichen Erbauungsstunden fort.“ — Die Frauen der Beamten mußten die Redouten besuchen; Moser indessen hatte als „ehrlicher Mann“ schon soviel Credit, daß man es ihm nachsah, wenn er dieser Verordnung aus Gewissensbedenken nicht Folge leistete. — In diese Zeit fallen seine „Rechtlichen Bedenken von Privatversammlungen der Kinder Gottes“, 1734 und sein „Altes und Neues aus dem Reich Gottes und der übrigen guten und bösen Geister“, 19 Thle., 1733—6.

Schon zu Anfang 1736 hatte Moser durch Vermittelung des Juristen Böhmer in Halle einen Ruf nach Frankfurt a. D., und da ihm die Stuttgarter Verhältnisse unerträglich geworden waren, kam er sofort um seine Entlassung ein. Sie wurde ihm verweigert; er wisse zuviel Geheimes von Staats- und Landesangelegenheiten. Er erwiderte, er sei kein Leibeigener, sondern diene auf Capitulation; doch zog sich die Sache in die Länge, bis er einen raschen Entschluß faßte, in Tübingen 2. Mai 1736 Dr. Jur. wurde, und gleich darauf nach Frankfurt abging. Seine formelle Entlassung erhielt er erst im October.

In Frankfurt fand er die Dinge nicht so, wie er sie erwartet. Die Studenten waren roh, die Collegien wenig besucht, die Professoren nahmen es leicht mit ihrer Schuldigkeit, schmeichelten den jungen Leuten und waren ihm mißgünstig. Diese Mißgunst wurde nicht kleiner, als er 2. Jan. 1737 in seiner Stellung als Director der Universität es für seine Pflicht hielt, über die Versäumnisse seiner Collegen zu berichten. Es erfolgte eine heftige Aufregung, und die nächsten Vorgesetzten waren ihm abhold, da v. Ludwig und Cocceji in seinem Compendium des öffentlichen Rechts Kegereien zu finden glaubten. Am 16. Mai erhielt er einen officiellen Tadel, daß die Universität nicht vorwärts komme, den 28. Sept. von Cocceji sogar die dürre Weisung, der Hof sei mit ihm unzufrieden, er könne gehn. Er beschwerte sich deshalb direct beim König, der in der That von den Schritten seiner Minister nichts wußte, und ihn beruhigen ließ (13. Oct.). Man ging damals ernsthaft damit um, Frankfurt zu heben, um Ausländer und ihr Geld ins Land zu ziehn: auch Wolff und Gottsched suchte man zu gewinnen.

„In Frankfurt lebten wir in der Stille und suchten uns unter einander zu erbauen; man sagte, in unserm Hause gehe es fast zu, wie in einem Kloster. So bedrängt dieser Zeitlauf für den äußern Menschen war, so daß ich zuletzt fast mehr einem Gerippe als einem Menschen ähnlich war, so gesegnet war er für meinen Geist, und ich gelangte endlich 1737 zu einem bleibenden Zeugniß der Vergebung meiner Sünden und des Gnadenstandes bei Gott.“

Nun folgt die merkwürdige Geschichte, über die Moser schon 1741 ein

Notiz veröffentlichte, die wir aber nach der ausführlichern Mittheilung von 1753 wiedergeben.

„Ich und meine Ehegattin hatten schon vor drei Jahren angefangen, uns von ganzem Herzen von der Welt ab und zu Gott zu bekehren, alles abzulegen was wir als Sünde erkannten, im Wort Gottes und in andern geistlichen Uebungen uns zu erbauen, die Schmach Christi von der Welt auf uns zu nehmen und uns zu seiner Nachfolge zu bekennen, fleißig unsere Kniee vor Gott zu beugen u. s. w. — Indessen hatten wir doch noch keinen bleibenden Frieden, sondern glaubten, so lange wir Ruhe vor unsern geistlichen Feinden hatten, sich keine grobe Ausbrüche der Sünde äußerten, wir seien bei Gott in Gnaden: gab uns aber Gott unser tiefes Verderben zu erkennen, oder wir wurden durch diese oder jene Uebereilung davon überzeugt, was wir noch vor arme Sünder, gebrechliche Creaturen und schlechte Helden gegen den Satan und der Welt seien, so wären wir niedergeschlagen, unsers Gnadenstandes ungewiß, und wußten uns weder zu rathen noch zu helfen.

Hintennach habe ich eingesehn, daß uns zwar Jesus Christus lieb und werth gewesen, aber wir hatten eben doch uns auch noch selbst mit in Rechnung genommen: wir wollten erst durch unsere eignen guten Werke und heiliges Leben, unserer Einbildung nach, vorher schön werden, ehe wir uns zu Gott nahen und uns durch Christum in seinem Blut rechtfertigen lassen wollten; wir hatten eine verkehrte und schädliche Scham, und verbargen uns in unserm besudelten Kleide viel mehr vor Jesu, als daß wir uns in demselben zu ihm genahet und ihn um die schönen Kleider des Heils gebeten hätten. Die redlichen Seelen, mit denen wir Umgang hatten, verstunden die Sache auch nicht besser als wir. Wir hörten den öffentlichen Vortrag eines erbaulichen Lehrers, der aber selbst auf geseglichen Wegen wandelte; und so blieben wir eben in unserer unerkannten eignen Gerechtigkeit und (heimlichen) Unglauben stehn.

... Auf einer Reise sprachen wir einen wackern Mann, der fragte uns: nun ihr lieben Brüder! wie stehts denn um euch? habt ihr Vergebung der Sünden? Wir stuzten, und es wollte keiner mit der Sprache heraus. Endlich sagte ich, wie es mir wirklich ums Herz war: dieses sei so etwas Großes, daß ich mir nicht getraue, mich dessen anzumassen. Er sagte aber nur: ei, das ist eine falsche Demuth! haben Sie es, so dürfen Sie es auch sagen; und haben Sie es nicht, so seien Sie so redlich und gestehn es! — Dabei aber verblieb es, und wir verstunden ihn nicht völlig.

Ein Jahr darauf versetzte mich Gott in ein anderes Land. Wir waren in vielem Segen und Liebe um und unter einander: aber in diesem Stück hatte eins so wenig wie das andere hinreichende Erkenntniß noch Erfahrung.

Als aber ein Freund ein Jahr hernach eine weite Reise that, und auf

selbiger viel gegründete Seelen sprach, erzählte er uns nach seiner Zurückkunft, wie so sehr viele er unter ihnen angetroffen habe, welche alle einmüthig bezeugten, daß sie zu einem bleibenden Frieden Gottes gekommen wären, auch gewiß wußten, und ihnen niemals mehr streitig wurde, daß ihnen alle ihre vergangenen, gegenwärtigen und noch bis an das Ende ihres Laufs auf Erden vorkommenden Sünden, wenn sie im Stand der Gnade beharren würden, um des Blutes Jesu Christi willen auf einmal alle und auf ewig vergeben, und auf überzeugende Weise in ihrem Gewissen versichert worden seien. Sie hätten sich nämlich je länger je mehr als schwere Sünder erkennen lernen, und daß nicht nur die Ausbrüche, oder auch nur die Lust der Sünde, Sünde seien, sondern daß sie eben ganz verdorben und zu allem Guten untüchtig seien. In diesem Zustand nun, da sie sich selbst ein Uebel und ein Greuel gewesen seien, hätten sie sich zu Jesu genagt, um Gnade und Barmherzigkeit, um des für sie vergossenen Blutes willen gebeten, und so seien sie begnadigt und der Kinderschaft Gottes gewiß worden.

Dies gab mir einen wahreren Aufschluß von der Sache, und weil ich es der h. Schrift gemäß fand, so legte ich mich alle Tage, ohne meiner Gattin etwas davon zu sagen, auf den Boden vor dem Herrn, und bat ihn, weil ich nun erkenne, wie grundböhs und verdorben ich sei, ich auch nicht mehr als ein Heiliger, sondern als ein Gottloser durch Christum gerecht zu werden verlange, so möchte er denn auch mir eine gewisse und bleibende Versicherung aller meiner Sünden schenken. Ich verlangte ihm weder Zeit noch Weise vorzuschreiben u. s. w.

Als ich dergestalt einige Wochen täglich angehalten hatte, wurde ich eines Sonntags, da ich sonst keine Anlage noch Neigung zu sinnlichen oder aus Phantasie herrührenden Dingen habe, einesmals im Geist vor Gottes Gericht gestellt. Wer dieses nicht versteht, dem kann ich es auch nicht sagen noch erklären: es ging ohne Bilder und sinnliches Wesen zu; doch auf eine so wahrhaftige, eindringende, gegenwärtige und überzeugende Weise, als ich irdische Dinge sehn, hören, fühlen kann.

In diesem Zustand wurden mir in einem Augenblick nicht nur alle Ausbrüche der Sünden meines ganzen Lebens von Jugend auf, auf einmal, und doch so, daß ich einen jeden derselben genau nach allen Umständen der Zeit, des Orts unterscheiden konnte, vor Augen gelegt, daß ich weder zuvor noch hernach mein Lebtag im Stande gewesen wäre, selbige nur zu erzählen. . . . Zugleich aber konnte ich einen penetranten Blick in den von der Sünde so gar durchdrungenen ganzen Zustand des Menschen thun, und wie der heilige Gott diese Sünde und Sündhaftigkeit verabscheue und in keiner Gemeinschaft mit einer solchen unreinen Creatur sehn könne und wolle.

Ueber dies erging eine förmliche Anklage über mich und das, was ich

mit meinen Sünden verdient hätte; ich wurde gleichsam über viele Artikel verhört und befragt, ob ich nicht gestehn müßte, daß ich dies und dies verdient habe? wobei ich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße. Ich gestand auch alles, was mir sowohl von Sünde und Verderben, als auch von der dadurch verdienten Strafe vorgehalten wurde, willig zu, gab mich aller Verdammung schuldig, und daß ich die Gerechtigkeit Gottes auch in der Hölle preisen müsse; ich bat aber zugleich um Gnade um Jesu willen.

Hierauf war es, als wenn Jesus, von dem ich bisher nichts beobachtet hatte, hervorträte, für mich um Gnade zu bitten. . . Diese von Jesu seinem Vater geschehene Anzeige, seiner für mich beschehenen Genugthuung war mir unaussprechlich lebhaft gegenwärtig in meinem Gemüth; und zugleich erging in meinem Inwendigen ein Machtwort an mich: nun ist es Zeit zuzugreifen! und ich that es auch augenblicklich. Ich erwartete keines richterlichen Ausspruches auf die gegen mich angebrachte Klage, sondern fing an, Gott die Ehre zu geben, ihm zu danken und ihn anzubeten, daß er das Blut Christi zur Versöhnung auch für meine Sünden angenommen habe: mich um seiner willen und in ihm begnadigt und zum Kind angenommen habe: und unter diesem Loben und Danken wurde ich von dem Frieden Gottes ganz überschwemmt, wie darin eingetaucht, und dem nach Geist, Seele und Leib durchdrungen.

Ich stand endlich wieder auf: es ging mir aber, wie einem gefunden und muntern Kind, das, wenn es auf die Welt kommt, und so viele Dinge beobachtet, welche es noch niemals gesehen, seine Augen überall herumlaufen läßt, doch aber sich nicht recht drein zu schicken weiß. Ich rief meine Gattin und christliche Hausgenossen an einen abgesonderten Ort, und erzählte ihnen, was der Herr an mir gethan hatte. Sie wunderten sich, widersprachen es zwar nicht, konnten es aber auch nicht ganz glauben, weil es mit gewissen Bildern und Sätzen, die sie sich von Andern in den Kopf gesetzt, nicht übereinkam: ich ließ mich aber nicht irre machen, denn ich wußte wol, was an mir geschehn war.“ —

Wir wollen den Eindruck dieser Geschichte durch keinen Commentar abschwächen; nur zwei Bemerkungen lassen sich nicht zurückdrängen.

Moser entwickelt in seiner Lebensbeschreibung wie anderwärts ein sehr deutliches Bewußtsein seiner Vorzüge wie seiner Schwächen, er hebt die ersten, ohne sich zu brüsten, mit gerechtem Selbstgefühl hervor, und theilt mit dem Leser die Ueberzeugung, daß bei ihm im Willen wie in der Kraft das Gute überwiegt. Wie reimt sich nun das mit dem zerknirschendem Gefühl der allgemeinen menslichen und seiner speciellen Nichtswürdigkeit? Zwar bemerkt er hin und wieder anstands halber, gegen Gott gehalten sei das alles doch nichts; aber das ist doch nur eine Abstraction oder vielmehr eine leere Phrase, so

lange sich den Augen seines Geistes nicht deutlich herausgestellt, worin zunächst seine specielle Schlechtigkeit besteht. Das Gefühl also der allgemeinen Sündhaftigkeit, das er in jenem großen Augenblick gehabt haben will, ist nichts anderes als ein durch künstliche Exaltation hervorgerufenes Spiel der Einbildungskraft.

Moser erklärt sich ferner fest überzeugt, daß jene Sündenvergebung nicht eine Vision, sondern ein wirklicher Act des Weltgerichts gewesen sei, daß ihm Gott in jenem Augenblick alle vergangenen und zukünftigen Sünden vergeben habe. Da er nun nach jenem Act ebenso gerecht und unsträflich gelebt hat wie vor demselben, so könnte man für diesen individuellen Fall die Sache dahin gestellt sein lassen und sich darüber freuen, daß, wenn auch nur durch einen Act der Phantasie, in seine theologischen Grübeleien ein Moment der Beruhigung eintrat. — Aber allgemein betrachtet ist die Sache nicht so unbedenklich. Es gehört zu den Hauptvorwürfen gegen die katholische Kirche daß sie im Ablass sogar künftige Sünden vergibt; das Mittel ist freilich viel roher, aber sehr schlimm bleibt es doch auch bei dieser protestantischen Art der Sündenvergebung, daß man im Zustand der Gnade noch Sünden begehn und ohne Weiteres der Vergabung derselben versichert sein kann. Es erinnert das an einen Fall, der vor Kurzem in Leipzig großes Aufsehn erregt hat, und warnt uns davor, einem Act religiöser Exaltation ohne Weiteres zu trauen, an den sich nicht unmittelbar eine moralische Besserung knüpft. Der Protestantismus hat seine Stärke darin, das religiöse und das sittliche Leben des Menschen als eines darzustellen: hier wird es aber auf eine ebenso unheimliche Weise wieder von einander getrennt, wie z. B. in Calderons „Andacht zum Kreuz“, wo der Held eine Reihe unerhörter Missethaten begeht, aber der Vergabung derselben stets im Voraus versichert ist, weil er sich dem Kreuz gegenüber im Stand der Gnade befindet.

Wenn die allgemeine Niederträchtigkeit des Menschen nur eine Einbildung war, so sollte Moser von der Niederträchtigkeit des damaligen deutschen Lebens bald handgreiflich überzeugt werden. — Ende October 1737 kam der König nach Frankfurt. Voraus war angezeigt worden, der lustige Rath Morgenstern werde eine Disputation halten: Vernünftige Gedanken von der Narrheit; wobei die Professoren opponiren sollen. Moser erklärte sich gegen den Commandanten, er werde es nicht thun; dieser beschwor ihn um alles in der Welt, sich zu fügen, der König sei es vom Größten bis zum Kleinsten gewohnt, daß man ihm pariren müsse. Moser suchte auf Morgenstern selbst einzuwirken, dieser aber erwiderte, er dürfe kein Wort mehr deswegen sprechen, weil der König ihm gedroht, ihn kreuzweis schließen und unter die Britsche legen zu lassen. Dieses Herrn Morgenstern Habit, worin er auch auf dem Katheder stand, war von lauter Kleidungsstücken, die der König ver-

ächtlich machen wollte: ein gesticktes, großes, blausammetnes Kleid mit sehr großen, rothen Aufschlägen und einer rothen Weste, sammt einer großen Perücke, die über den ganzen Rücken herabhing; die Stickerei an den Knopflöchern, Taschen, Hosens und Zwickeln in den Strümpfen bestand aus lauter silbernen Hasen; statt des Degens hatte er einen Fuchschwanz an, und auf dem Hut statt der Federn Hasenhaare. — Vor der Disputation äußerte sich der König zu Moser: der Morgenstern sei klüger als sie alle; Gundling war ein gelehrter Mann, aber mit dem Morgenstern nicht zu vergleichen und er habe ihn zum Vizekanzler aller preussischen Universitäten gemacht. — Er fragte nach Wolff, und wunderte sich sehr, daß ihm Moser darüber keine Auskunft geben konnte. — Noch manche respectwidrige Aeußerungen ließ der König vernehmen, z. B. ein Quentchen Mutterwis sei besser als ein Centner Universitätswis. — Als Moser sich über das Thema der Disputation beschwerte, rief er, auf ihn deutend: „Ja, ja! das ist auch so ein Heuchler! was ist es denn? Ein jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren, der da hat den geistlichen Hochmuthsnarren. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß.“ — „Scherze und Narrentheidungen, erwiderte Moser, seynd denen Christen verboten.“ — „So gehe er nur nach Berlin zum Probst Koloff, der wird ihm diesen Spruch anders erklären.“ — „Wenigstens bleiben es unnütze Worte, und für jedes müssen wir einmal Rechenschaft geben.“ — Alle diese Einwände waren fruchtlos, die Disputation ging vor sich, und der Verdruß darüber zog Moser eine ernsthafte Krankheit zu, in Folge deren er um seinen Abschied einkam (März und April 1738), der ihm jedoch abgeschlagen wurde. Die Streitigkeiten mit seinen Collegien häuften sich, er gab, 15. Oct., eine neue Klageschrift ein, und man schickte aus Berlin den Probst Reinbeck, um die Sache zu untersuchen, der es jedoch als Wolffianer mit Mosers Gegnern hielt. Die Sache blieb in der Schwebe, bis Moser, 6. Febr. 1739, in einer öffentlichen Disputation *de jure et modo succedendi in regna Europae, speciatim in regnum Bohemiae* für das Recht Maria Theresia's eintrat. Die unmittelbare Folge davon — so stellt er wenigstens die Sache dar — war seine plötzliche Entlassung, 12. Febr., die jedoch von keinen Ausdrücken der königlichen Ungnade begleitet war. — Jetzt ganz ohne Anstellung, beschloß er, nach Ebersdorf im Voigtland zu gehen.

Hier regierte die Gräfin Neuß, eine Verwandte Zinzendorf's, die gleich den übrigen Höfen der Umgegend, z. B. Saalfeld, eine fromme Gemeinde um sich versammelt hatte. Zinzendorf hatte dazu die Anregung gegeben, obgleich die Form seiner Brüdergemeinde damals in Ebersdorf noch nicht nachgeahmt war. Ueber das Streben dieses merkwürdigen Mannes darf nicht im Vorbeigehn geredet werden, nur so viel sei hier bemerkt, daß es weit über die Gründung einer kleinen Gemeinde hinausging, daß es auf die Reforma-

tion der ganzen evangelischen Kirche gerichtet war. Damals war Moser mit diesen Bestrebungen noch ganz einverstanden. In seinen „Anmerkungen zu Friedrich Wilhelms des Zweiten Concession für die Brüdergemeinde“ (1737) schreibt er: „Ich habe nicht das wünschenswerthe Glück, ein Mitglied der evangelischen Brüderkirche zu sein, von ganzem Herzen ehre und liebe ich sie aber als ein Volk Gottes, als eine Sammlung edler, guter, vortrefflicher, liebens- und verehrungswürdiger Menschen; als eine Gemeinde wahrer Christen; als ein wichtiges und wohlthätiges Zeichen unserer Zeit; als eine Brandmauer gegen das Antichristenthum unserer Tage; als Bewahrerin der beseligenden Lehre von Christi verdienstlicher Versöhnung; als Salz und Licht in dem, innerer Fäulniß und Finsterniß sich immer mehr nähernden Protestantismus; als einen unschätzbaren Zufluchtsort für Tausende zur Rettung, Bewahrung und vervollkommnung; als eine Oekonomie und Anstalt im Reiche Gottes zu einem neuen, glücklichen und schon hienieden seligen Menschengeschlecht; als einen lebendigen Beweis von der Möglichkeit der Verbindung reiner Religiosität mit der bürgerlichen Verfassung und als die Pflanzschule und Werkstätte der aus-erwählten Rüstzeuge, durch welche das Evangelium Jesu noch vielen Völkern verkündet werden und die ganze Erde ihn als den Welttheiland erkennen und anbeten wird.“

Bei dieser Stimmung und da er nach der Unruhe seines bisherigen Lebens der Erholung bedürftig war, mußte ihm Ebersdorf wie ein Paradies erscheinen. „Hier trafen wir reichlich an, wonach unser Herz sich sehnte, und die ersten sechs Jahre waren die seligste Zeit in unserm ganzen Leben. Der Hofprediger Steinhof er ging auf eine Aenderung des ganzen Sinnes, alsdann auf Jesum für uns, dessen Ergreifung im Glauben, Gewißheit der Vergebung der Sünden und seines Gnadenstandes, darauf eines vergnügten aber heiligen Wandels, Verschmähung der Welt und immer mehrere Bildung in das Bild Jesu Christi; auf eine so nachdrückliche, und doch dabei herzliche, liebevolle und evangelische Weise, dabei das Herz nicht ungerührt bleiben konnte. Es hatte sich dormalen bereits eine starke Anzahl Kinder Gottes in Ebersdorf gesammelt, und es fanden sich deren immer mehrere herbei. Es war gewiß etwas respectables, wenn Abendmal gehalten wurde, und etliche hundert Personen dazu gingen, von deren allergrößtem Theil man zuversichtlich glauben konnte, daß es wahre Kinder Gottes seien, und die Ergießung des heiligen Geistes über die Seelen war zu solcher Zeit gar merklich. Und so waren es auch Festtage für die Herzen, wenn Kinder eingesegnet wurden, da man sie nicht über gewisse auswendig gelernte Sachen, sondern wie es H. Steinhof er einfiel, befragte, und aus ihren Antworten schriftmäßige Erkenntniß, Erfahrung am eignen Herzen und eine zärtliche Liebe zu Jesu hervorleuchteten; worauf sie sodann, nicht nach einem gewissen Formulare,

sondern nach eines Jeden besondern innern und äußern Umständen aus der Fülle des Herzens eingeseget wurden. Die Leichenbegängnisse und die dabei gehaltenen Reden waren ebenfalls so erwecklich, daß auch unbesehrte Leute sie mit Verwunderung sahen, und, wenn sie es wußten, aus der Nachbarschaft auf viele Stunden herbeikamen. Der Umgang war damals noch ganz frei, und man konnte sich mehr oder weniger Personen selber wählen, deren Herzen, Erkenntniß und Erfahrung am meisten zusammenpafsten. Man war nicht genöthigt, sich Jemand weiter zu entdecken, als man selbst gut fand; man war aber selber froh, wenn man solche rechtschaffene Personen antraf, denen man sein ganzes Herz darlegen konnte. Unter den Vertrauten war also dies der Hauptpunkt, worauf man alles mit einander im Gebet vor den Herrn brachte. Und so waren auch die allgemeinen Zusammenkünfte nicht sowol der Behandlung des Wortes Gottes gewidmet, als vielmehr wurde von geistlichen Erfahrungen, Fehlern der Kinder Gottes, besondern Gewissensfällen, von seiner eignen Herzensverfassung u. s. w. gesprochen, daß doch ein jedes wol wissen konnte, wie es beinahe alle anderen Glieder der Gemeinde anzusehn habe.

Alles dies hatte auch noch einen großen Nutzen im Leiblichen: man durfte seine Umstände keck sagen; man kam den Nothleidenden sowol gemeinschaftlich, als jedes an seinem Theil, mit Rath und That so zu statten, daß ich dergleichen mein Lebtag nicht gesehn habe.

Den Kindern wurde von der Mutterbrust an eine Erkenntniß von Gott und Jesu und eine herzliche Liebe gegen sie beigebracht. . . man brachte sie dahin, daß sie öfters freiwillig, einzeln oder etliche zusammen, aus ihren Herzen so beteten, wie es die Umstände erforderten.

Meine Frau kam ebenfalls zur Versicherung ihres Gnadenstandes, und so nach und nach unsere Kinder. Sie hatte, wie es unter dem gesellichen Zustand zu gehn pflegt, vorher eine große Furcht vor dem Tode gehabt: nun aber war sie nicht nur willig, sondern auch begierig zu sterben, und blieb in dieser seligen Gemüthsverfassung bis an ihr Ende.“ —

Indessen füllte das religiöse Leben und der Verkehr mit den frommen Höfen in Saalfeld u. s. w. seine Zeit nicht ganz aus. Da er mit seinem Auskommen ganz auf seine schriftstellerische Thätigkeit angewiesen war, die nicht viel eintrug, so mußte er rüstig arbeiten. Sein deutsches Staatsrecht setzte er von Theil 4 bis 32 fort. Sept. 1741 bis März 1742 wohnte er dem Wahltag Kaiser Karl des Siebenten bei und veröffentlichte später seine wichtigen Beobachtungen in der Staatshistorie Deutschlands unter Kaiser Karl dem Siebenten. Darauf wurde er von der württembergischen Landschaft erst an das Hoflager des neuen Kaisers, dann nach Berlin geschickt (als der Krieg zwischen Preußen und Sachsen ausbrach, legte er seinen preußischen Charakte

nieder), um daselbst die Bestätigung der Religionsreversalien auszuwirken, was ihm auch gelang. So wurde er noch mehrfach beschäftigt, namentlich knüpfte der hannoversche Minister Münchhausen eine lebhaftere Correspondenz an und zog ihn wegen der göttingischen Angelegenheiten zu Rath.

Inzwischen waren ihm bei weiterm Nachdenken über die Zinzendorffschen Pläne ernste Bedenken aufgestiegen, die er dem hernhutischen Bischof Polycarp Müller vortrug, als dieser 1744 Ebersdorf besuchte. Zugleich wandte er sich deswegen an berühmte Gottesgelehrte, Bengel, Dettinger, Steinmeyer u. s. w. Das Gutachten des Ersteren — der für Württemberg eine ähnliche Rolle spielt, wie Spener für Norddeutschland — ist bemerkenswerth: „Es war ein edler, zarter, mächtiger Herzenstrieb, wodurch dieser Herr aufgebracht worden ist, sich der Ehre des Erlösers ganz und gar zu widmen, und daß er sich der bedrängten Seelen, die dem eisernen Ofen in seiner Nachbarschaft ehedessen entrannen, so wacker angenommen, dessen wird von Gott nicht vergessen werden. Aber zu so vielen großen Unternehmungen, zu denen er hernach geschritten, hat er die nöthige Tüchtigkeit nicht . . . Er ist nimis officiosus erga Redemptorem. Es werden wol seine Geheimsten und oft er selbst nicht wissen, warum er dieses oder jenes thue, indem sich vieles auf einen Impetum animi occultum resolvirt, daher zu den Finibus, die er sich vorsezt, die Media nicht allezeit lauter sind, unter welche das häufige Loosen gehört. Nicht ohne Ursache hat man hauptsächlich auf ihn zu sehn: er ist in der That der Andern ihr Principal, und nach seiner Gestalt bildet sich seine ganze geistliche Dependence. Kein despotisches Regiment ist gewaltiger als dieses. In ihrer Gemeinschaft wird Gottes Wort sehr fleißig betrieben, man hat schöne Gefänge und gute Uebungen, man arbeitet mit den Händen, man ist vor böser Gesellschaft und vielen Weltgräueln verwahrt, und also mögen wol viele Seelen, die einen guten Grund zu ihnen bringen, wann sie ihre innere Freiheit beschützen, noch weiter kommen, werden aber bei ihnen auch erweckt und erwärmt werden. Doch sezt ihre Verfassung manchen in eine Einbildung von ihnen selbst und andere seines Gleichen, dabei er sich verliert und Andere verachtet . . . Das häufige Reden von dem Heiland und seinem Blut ist plausible, ja es ist das Herzblatt des Glaubens . . . leider ist sonst bald niemand mehr, der des Heilands und seines Bluts gedächte . . . aber wenn man immer so auf ein empfindliches Gefühl der Kraft des Blutes Christi dringt, so läuft es endlich auf etwas Affectirtes hinaus, da einer den andern zum Modell nimmt, und jener das, was dieser sagt, endlich in eigener Kraft bei sich zuwegbringt, auch hernach bald einen Lehrer abgeben kann, der von dem übrigen Glaubensgrund zu reden und Rechenschaft zu geben dispensirt ist . . . Das innere Wort treiben sie so, daß sie es zum Kern, und das Evangelium zur Hülfe machen, und da wird durch den so sehr diluirten und

feichten Vortrag diese allerhöchste Sache verächtlich gemacht, daß dem falschen Propheten, der auf der Bahn ist, alles haufenweise zufallen wird . . . Wenn sie aber dazu meinen, sie wollen das Panier tragen, zu welchem sich alles, was noch rechtschaffen ist, finden und halten sollte, so wird die Sache übertrieben . . . Es muß noch gar viel bösen unnützen Zeugens von dem Erdboden weggeräumt werden, bis das übrige zeitig wird, eine solche Gemeinde zu präsentiren, wie sie eine abgeben oder zuwegebringen wollen. Indessen verhält sich ihre Beschäftigung wie ein Gartenwerk im Gewächshause, da etwas vor der Zeit zuwege gebracht wird, aber die rechte Saison hernach viel schwächere Früchte in Menge trägt: und bei den vielen Missionen möchte zu bedenken sein, ob sie nicht frühzeitig wären, und dem Reich Gottes auf die rechte Zeit zu einer Hinderniß werden möchten.“

Auf dieses Gutachten gestützt, trug Moser seine Bedenken in einem Brief dem Grafen Zinzendorf vor; statt der Antwort wurden ihm aber (Januar 1745) von der Gemeinde Herrnhut die größten Scheltworte zu Theil. Der Conflict sollte ihn bald näher berühren.\*) — Aus Marienborn, einem herrnhutischen Ort, zurückgekehrt, legte Steinhof 1745 das Predigtamt nieder, wollte aber doch Lehrer der Gemeinde bleiben; er änderte seinen Lehrvortrag und richtete ihn nach dem herrnhutischen Geschmack ein. Schon damals war Moser nahe daran, aus der Gemeinschaft auszutreten, doch bewog man ihn zu bleiben.

„Im Frühjahr 1746 entstand unter den ledigen Personen beiderlei Geschlechts eine starke Gemüthsbewegung, welche sich bald durch die ganze Gemeinde ausbreitete. Es wurde von Vielen gerühmt, wie sie das Blut Jesu, von welchem damals in der Gemeinde fast einzig und allein geredet und gepredigt wurde, an ihren Herzen erfuhren, und es wurde aus dieser Erfahrung des Blutes Jesu an dem Herzen ein eigenes neues Stück und Vorrecht derer Lammesgeschwister gemacht, welches nicht alle hätten, wenn sie gleich Kinder Gottes wären, auch Versicherung der Vergebung ihrer Sünden und ihres Gnadenstandes hätten. Man theilte die ganze Gemeinde nach dieser Probe in drei Classen ein: als diese Liste öffentlich verlesen wurde, kofand ich mich in der zweiten Classe ganz am Ende. . . Indessen fragte ich fleißig nach, worin denn diese Erfahrung des Blutes Jesu an dem Herzen bestehe, und von dem Frieden Gottes, darin ich stünde, und den mir Jesus mit seinem Blut erworben hätte, wie auch von der Besprengung seines Blutes, welche ich bei erhaltener Versicherung der Vergebung aller meiner Sünden erfahren

\*) In demselben Jahr wurde er von Münchhausen zur kurbraunschweigischen Wahlbotschaft nach Frankfurt geschickt, und arbeitete im Auftrag desselben die Denkschrift aus: „wie des neuen Kaisers Majestät (Franz der Erste) es anzugreifen haben möchte, wenn Sie Sich eine vergnügte und für Deutschland glückliche Regierung versprechen wollte?“ — Gleichzeitig veröffentlichte er einen „Dreifachen Entwurf einer Historie des Reichs Jesu Christi auf Erden, besonders von Dr. Speners Zeit an bis jetzt.“

hätte und täglich genösse, unterschieden sei? Man konnte oder wollte mich aber nicht bedeuten, sondern es hieß nur, es ließe sich nicht beschreiben, ich sollte darum bitten; wer es hätte, der wüßte allein, was es wäre. Ich folgte auch darin, und sagte Jesu kindlich und oft: man sagte mir, ich hätte sein Blut noch nicht an meinem Herzen erfahren; wenn nun das so sei, so möchte er es mich aus Gnaden erfahren lassen, wenn und wie er wollte. Sollte es auch nur eine Specialgnade für Ebersdorf oder für gewisse Zeiten oder Gattungen Seelen sein, so möchte er mich doch auch nicht leer ausgehn lassen, da ich nun einmal in Ebersdorf, in dieser Zeit und unter diesen Seelen sei. Ich habe aber niemals darauf etwas anders empfunden.

Uebrigens liefen gleich Anfangs allerlei bedenkliche Dinge mit unter, welche als Schlacken hätten können angesehen und von dem edlen geschieden werden: allein da H. Steinhofer diese Dinge theils billigte, theils entschuldigte, und das kindisch sein für etwas Kindern Gottes nicht unanständiges angab, wurden vollends theils öffentlich theils sonst die leichtsinnigsten Ausschweifungen daraus, deren man sich zwar nachmals selbst schämte, damals aber alle Vorstellungen dagegen verwarf. Die meist aus jungen unerfahrenen und hitzigen Gemüthern beiderlei Geschlechts bestehende Zinzendorfsche Partei behielt nun in den Conferenzen die Oberhand, und es ging mit Macht auf eine gänzliche Vereinigung mit den Brüdergemeinden los. . . Man fing an, die sämmtlichen ehelichen und ledigen Personen weiblichen Geschlechts theils in Güte dahin zu bringen, theils mit Zwang und bei einer Art des Bannes zu nöthigen, sich der sogenannten Gemeinhausen und Stirnbands zu bedienen, was ich meinen Kindern durchaus nicht gestattete. Ich duxte auch Niemanden — nicht aus Hochmuth. — Ferner wurden nun an den sogenannten Gemeintagen die Berichte aus den herrnhutischen Gemeinden und Missionen verlesen, und dadurch junge und hitzige Leute in eine große Begierde gebracht, zu pilgern, d. h. sich zu den Zinzendorfschen Gemeinden zu begeben, oder zum Verschicken und zur Arbeit an andre, auch den Heiden, gebrauchen zu lassen. Die Reisen nach Mairnborn und Herrnhut fingen wirklich an; man baute ein Gemeinhaus, man erwartete aus den Zinzendorfschen Gemeinden Pfleger und Pflegerinnen für alle Chöre.

Unter diesen Umständen besprach ich mich mit dem theuern Knecht Gottes dem Abt Steinmeyer in Wernigerode: da wir denn in der ganzen Sache vollkommen einig waren. Ich erklärte bei meiner Zurückkunft den Vorstehern, daß ich zwar insofern, als man angäbe, daß es eine evangelisch-lutherische Gemeinde sei, darin bleiben wolle; insofern es aber eine Brüdergemeinde sein sollte, könnte ich derselben über mich und mein Haus nicht die geringste Gewalt einräumen.“ — Ende 1746 kam Zinzendorf selbst an. — „Ich hörte öfters seine Vorträge in den öffentlichen Versammlungen und der Eheleute Privatstunden, darin weder

Saft noch Kraft, weder Verstand noch Zusammenhang, wol aber viel seltsames und schriftwidriges Zeug vorkam. Ja einstens sagte er gar: man streitet noch darüber, ob der Apostel Judas das h. Abendmal mit genossen habe oder nicht; hat er es genossen, so hat er seliglich den Hals gebrochen: denn das Blut Jesu ist von solcher Kraft, daß es auch dergleichen Sünden tilgt. Er fingirte ein Ebersdorffisches Jubiläum, machte ein romanisches, satyrisches, unwahrhaftes und abgeschmacktes Jubellied, und redete darüber so, daß ich einen neuen und großen Abscheu vor ihm bekam. — Die einreißende geistliche, ungöttliche Herrschaft über die Gewissen, ja über den innern und äußern Menschen, auch Hab, Gut und Familie so vieler rechtschaffenen Seelen machte, daß ich bei Gelegenheit des Haubenzwangs Hrn. Steinhofer sagte: ich sage, am Ende komme aus dieser Sache das zweite Thier Offenb. 13, nämlich ein neues, scheinbareres und verführerisches, aber auch für das Reich Jesu viel schädlicheres, und allen, die darunter stehn müssen, viel unerträglicheres Papssthum heraus als das erste.

Das Evangelium wurde nun weder ganz noch rein verkündigt; die Zinzendorffschen Vespungen und Lammestexte wurden in den öffentlichen Stunden als die Texte gebraucht, die neu erfundnen Feiertage gefeiert, bei dem Abendmal bedenkliche und unerbauliche Umstände eingeführt; alle Chöre mit Pflegern und Pflegerinnen aus den Zinzendorffschen Gemeinden besetzt; Gebet und die h. Schrift nichts mehr geachtet, die letztere verkauft. Bei unsäglichem heimlichen Murren und Klagen herrschte eine knechtische Furcht, und Niemand hatte weder die Freiheit noch das Herz, seinen Sinn Jemand zu entdecken. Die Vorsteher ließen sich wohl sein, sammelten für sich und behandelten die übrigen Gemeindeglieder manchmal auf das impertinenteste. Die ledigen Weibspersonen wurden aus den Diensten und Häusern, wo sie oft in größter Liebe und Segen stunden, abgeholt und in die Chorchäuser gesteckt: und doch sollte alles dies lauter Freiheit und Seligkeit, Jedermann ein Kreuzluftvögelein\*), die aber, welche einen Anstand dabei fanden, unlauter sein.

Der Schmerz über alles dieses, die Zerrüttung dieses edlen und ansehnlichen Hausens von Kindern Gottes, und die Sorge für meine Frau und Kinder nahmen mich dergestalt ein, daß ich unter beständigen Seufzern daherging, auch am Leib elend wurde, und doch mich nicht entschließen konnte, ohne einen deutlichen Ruf Gottes auszugehn.

\*) Diesen Ausdruck möge folgendes herrnhutische Lied erklären:

Was ist ein Kreuzlufthühnelein?  
Sollt's auch ein Kreuzluftputtchen sein!  
Ein Thierlein, so die Henne reucht,  
Mit welcher sich das Lamm vergleicht  
Dort zu Jerusalem.

Wem auch das noch nicht recht verständlich sein sollte, für den die Belehrung, daß die Henne ein stehendes Bild für Christus ist.

Endlich, 17. Jan. 1747, erklärte mir H. Steinhofen: weil es widersprechend herauskomme, daß ich bei meinem bekannten Sinn doch in der Gemeinde bleiben wollte, und es den Geschwistern zum Drang auf ihren Herzen würde, wenn sie mich beim Abendmal sehen müßten, so möchte ich ihrer darin schonen; er glaubte zwar nicht, daß ich wissenden Dingen gegen den Sinn des Heilands zu handeln begehrte, aber ich sei nun eben in statu perplexitatis. Ich antwortete: Strick ist entzwey, und wir seynd frey. Er sprach voller Verwunderung: was sagen Sie? Ich wiederholte: Strick ist entzwey und wir seynd frey!

Ich wußte aber nicht, wohin ich mich wenden sollte, und einige auswärtige Herrn Knechte Gottes ermahnten mich, noch ferner Geduld zu beweisen und dem Herrn nicht anzulaufen. Da nun aber die Gefahr und der Druck zunahm, so entschloß ich mich, den Beruf als Geheimerath des Landgrafen zu Homburg auf die Probe anzunehmen. Es war aber ein starker Absprung, und meine Frau und Kinder waren übel daran, weil sie in Homburg nicht den geringsten Umgang für das Herz pflegen konnten, weshalb sie ihr Lebtag Homburg als den finstesten Ort, dahin sie gekommen, ansahen.“

In seiner neuen Stelle nahm sich Moser hauptsächlich der Cameralgeschäfte an, er brachte Ordnung in die Kanzlei und suchte durch solide Wirthschaft den Credit herzustellen. Im Anfang ging alles gut, aber bald intriguirte die alte Bureaufkratie gegen ihn, und es kam so weit, daß der Landgraf wichtige Geschäfte hinter seinem Rücken abmachte. Moser forderte seine Entlassung und erhielt sie in den ehrenvollsten und herzlichsten Ausdrücken, 5. Oct. 1748. Er errichtete nun in Hanau eine Akademie für junge Standespersonen, die sich zum Staatsdienst vorbereiten wollten: sein ältester Sohn, der damals eine adelige Witwe heirathete, wurde sein Gehilfe. Die Anstalt war in voller Blüthe, als die würtemberger Landschaft ihn zu ihrem Consulente berief. In dieser Zeit schrieb er die „wöchentlichen Berichte zur Förderung des wahren Christenthums“ 1748 und die „Hanauischen Berichte von Religionsachen,“ 16. Febr. 1750—1, in denen er sich zuerst öffentlich und zwar sehr bitter über Zinzendorf aussprach, da ihn die Nachrichten von weiteren Unordnungen in Ebersdorf aufbrachten.

Auch in Stuttgart, wo er Oct. 1751 eintraf, bemühte er sich hauptsächlich um Verbesserung der Landesökonomie. Es wurde ihm sehr schwer, das Vertrauen der Landschaft zu gewinnen, fast alle seine Reformpläne fanden Widerstand, und sein leitender Grundsatz in Bezug auf das Verhältniß zum Herrn: was man nachgeben will und kann, sofort und unumwunden nachgeben; in ernsteren Dingen aber unerschütterlich sein, verließ zu sehr gegen die herkömmliche Praxis des Lavirens. Hier schrieb er 1753 die „Grundsätze  
Grenzboten III. 1860.

einer vernünftigen Regierungskunst.“ Ueber sein religiöses Leben berichtet er folgendermaßen.

„Ich hätte gern mehrere Gebetsgemeinschaft mit meiner lieben Ehegattin gepflogen; sie hingegen wollte nun lieber allein beten, darin sie sich auch fleißig geübt hat. Mit dem Gesinde setzte es öftere Veränderungen, worüber ich zwar meiner lieben Frau mehrmalen Vorstellungen that: sie bezog sich aber auf 2. Cor. 5, 12: „Gott sind wir offenbar; ich hoffe aber, daß wir auch in euern Gewissen offenbar sind;“ und dabei mußte ich sie lassen. Mit meinen Geschwistern, auch andern alten Freunden in Christo war die Gemeinschaft und der Umgang nicht mehr so herzlich, vertraut und gesegnet als da wir vormals in Württemberg waren. Die Zinzendorffschen Händel hatten auch hier viele Spaltung und Mißtrauen unter den Gutgesinnten erregt; man hielt uns doch für Leute, die in etwas angesteckt seien; daher traute man uns nicht ganz, zumal da unsre und der Andern Erkenntniß und Erfahrungen nicht allemal mit einander übereinkamen. Wenn von Zusammentünften die Rede war, hätten die Andern gern alles auf Behandlung der heiligen Schrift gesetzt; ich und meine liebe Frau hingegen hätten gern mit erfahrenen, treuen und vertrauten Seelen Gemeinschaft gehabt, denen man sein Herz hätte entdecken, von den vorfallenden Versuchungen, Schwachheiten, Aergernissen, Mitteln in der Gnade weiter zu kommen, u. s. w. sprechen, sich bei Andern Rath's erholen und wieder Andern das ihnen oft sehr nöthige in Liebe hätte sagen können. Aber davon wollte man nichts hören, hielt es für Gewissenszwang; nur wenn man etwas, so sich für Befehrte nicht schickte, ahndete, wurden sie empfindlich, meinten, man wolle ihren Grund angreifen und sie nicht mehr für Kinder Gottes halten. Noch Andere hatten den Schein eines rechtschaffenen Wesens, da sich hernach nur allzudeutlich offenbarte, daß sie in einer fleischlichen Freiheit lebten; daher wir uns ihrer, und sie sich unserer, als ob wir Leute wären, die allzugesehlich seien, entäußerten. Ueber allem diesem wurden wir endlich auch verlegen, und unser Umgang bedeutete meistens wenig mehr als ein liebevoller Umgang im gemeinen Leben. Die Herrn Bengel und Storr hielten Erbauungsstunden, die uns zu manchem Segen hätten werden können: wir besuchten sie aber nicht.“

Seit 1755 nahm sich der Herzog persönlich der Regierung an, und trat mit Moser in einen intimen Verkehr: „Wollte Gott“, schrieb er ihm einmal 15. Juli 1756, „es dächte jeder so patriotisch, wie der Herr Consulente und Ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl.“ Dieser Verkehr gab der Landschaft argen Anstoß, die von ihrem Consulente verrathen zu sein glaubte. Mit dem Eintritt Montmorins ins Ministerium änderte sich die Sache. Der neue Minister wollte willkürlich in alte Gerechtsame eingreifen und verlangte

von der Landschaft unbedingten Gehorsam. Bald stand Moser an der Spitze der Opposition. Vom Hof erfolgte Drohung auf Drohung; und als Moser eine Geldverwilligung hintertrieb, und dem Minister erklärte, er wolle lieber seinen grauen Kopf verlieren, als Unrecht thun, ließ ihn der Herzog 12. Juli 1759 ohne weiteres auf den Hohentwiel bringen, wo er ohne Untersuchung und Urtheil, sechs Jahre in schwerer einsamer Haft blieb! Es war ein Act der Tyrannei, der selbst damals Ausrufen erregte. Der kaiserliche Hof ließ ihn im Stich, weil er sich früher der evangelischen Stände angenommen. Erst nach dem Frieden konnte etwas für ihn geschehn; auf heftiges Andringen seines Sohns erließ (Dec. 1763) das preußische Cabinet im Verein mit Dänemark (Moser hatte durch Bernstorff 27. April 1759 den Titel eines dänischen Statsrath erhalten) eine ernste Mahnung an den Herzog; als auch diese nichts fruchtete, wandte sich 30. Juli 1764 die Landschaft an den Reichshofrath. Der Herzog ließ nun dem Gefangenen die Freiheit anbieten, wenn er eine Acte unterzeichnen würde, in welcher er sich als Verbrecher bekannte und um Gnade bat; Moser war Mann genug, dies Ansinnen entschieden zurückzuweisen. Darauf erfolgte 6. Sept. eine Resolution des Reichshofraths, ihn sofort freizulassen und 25. Sept. 1764 die wirkliche Freilassung.

Wunderbarer Weise hatte die schwere Haft seiner Gesundheit nicht geschadet; auch sein rastloser Thätigkeitstrieb hatte sich Befriedigung zu verschaffen gewußt. Man hatte ihm alles Schreibmaterial entzogen, er kratzte mit einer Puzscheere in die weiße Wand ein, und mit derselben Puzscheere, um es doch mit sich zu nehmen, in den Rücken des Papiers seiner Bibel und seines Gefangebuchs. Und was kratzte er auf diese Weise zusammen! 1) über 1000 geistliche Lieder, später in 114 Bogen gedruckt! 2) 34 Werke vermischten Inhalts, z. B. „Grundsätze des Besteuerungsrechts derer Reichsstände,“ „europäisches Staatshandbuch“ u. s. w.; ganz ohne Hilfsmittel! 3) „eines alten Mannes muntere Stunden während seines Festungsarrests,“ z. B.: „politischer Streit zwischen einem lateinischen Principal und seinen Schülern; politische und philosophische Gedanken beim Hühnerfüttern; Reisebeschreibung ins Land der Altgebräuchler“ u. s. w. „Diese muntere Stunden enthalten aber keine beißende Satiren, noch Schnacke oder etwas einem Christen oder ernsthaften Mann Ohnanständiges; sondern nur einen gemäßigten Wis, unvernünftige Gedanken und Wendungen, und sittliche Charakteristiken gewisser Gattungen von Personen, die ich genau habe kennen lernen.“ — Den 2. September 1762 hatte er seine Frau verloren: die Briefe, die sie ihm in den Kerker schrieb, zeigen nie auch nur die Spur eines echten, individuellen Gefühls, einer unverfälschten Stimme des Herzens oder auch nur eine positive Thatsache, die ein gemeinsames Interesse verriethe; es ist nur vom Blut des Lammes die Rede, gegen alles, was geschieht, ist sie gleichgiltig. Bei ihrem Phlegma hatte der Pietismus eine

ganz contemplative Färbung angenommen; wenn der choleriche Moser denselben Ton anzustimmen sucht, klingt es gemacht.

Auch nach seiner Entlassung gelang es ihm nicht, Frieden zu finden. Sein ältester Sohn erhielt 6. März 1765 vom kaiserlichen Hof (Fürst Colloredo), die ernste Ermahnung, der Vater möge sich jetzt stille halten. Eine neue Gefahr bedrohte ihn von Württemberg wegen seiner Schrift „vom Soldatenhalten;“ er entfloh August 1765 zu seiner Tochter nach Karlsruhe, erhielt zwar März 1766 die Erlaubniß zur Rückkehr, wurde aber als Consulent nicht mehr gebraucht. Doch erfreute ihn 30. Jan. 1769 ein gnädiges Handschreiben des Herzogs, der ihn so lange verfolgt; es fand eine persönliche Zusammenkunft statt, in welcher der Herzog ihm erklärte, er sei ein ehrlicher Mann, was den alten Moser doch sehr freute. Auf eine ungnädige Erklärung des kaiserlichen Hofes, weil Moser in seinem Reichsstaatshandbuch das Corpus Evangelicum zum Widerstand ermahnt, und, was das Schlimmste war, gegen Preußen sich viel rücksichtsvoller ausgesprochen als gegen Oestreich, versprach Moser 10. März 1769, alles Anstößige zu streichen. Den 10. Juli 1770 erhielt er die definitive Entlassung von seiner Stelle, mit Beibehaltung einer jährlichen Pension von 1500 Gulden. Als der kaiserliche Hof 1775 gegen Moser, weil er die Reichshofrathsgutachten in der Jesuitenangelegenheit veröffentlicht, eine Untersuchung verlangte, und als ihn das Kammergericht 9. April 1777 mit einem fisciatischen Proceß bedrohte, schützte ihn beidemal der Herzog.

Am Schluß seines Lebens fand der sechsundsiebzigjährige Greis noch Muße, ein neues wissenschaftliches Werk zu beginnen, das Völkerrecht, und er begann und vollführte es mit der Kraft und Ausdauer eines Jünglings. — Das Völkerrecht war hauptsächlich durch Wolff rein philosophisch ausgebildet, so daß die unter den europäischen Staaten in der Wirklichkeit bestehenden Uebereinkünfte und Gewohnheiten höchstens als gelegentliche Belegstellen für die rechtsphilosophischen Sätze benutzt waren. Schon als junger Mann fand Moser diese einseitige Auffassung unbefriedigend. Er fand, daß das, was die Staaten als Rechtsnormen unter sich beschlossen hätten und wonach also die gestittete Welt in der That regiert werde, doch mindestens dieselbe Bedeutung habe, als was in dem Kopf der Theoretiker entstanden sei. Seine große Belesenheit in den Staatschriften zeigte ihm, daß solche positive Verabredungen und Gewohnheiten nicht etwa in einzelnen und zerstreuten Bruchstücken bestehn, sondern daß sie den gesammten rechtlichen Völkerverkehr umfassen und fast jede einzelne Frage berücksichtigen. Diesen Plan eines Systems des positiven Völkerrechts im Gegensatz zum „natürlichen“ führte er 1772—1780 durch.

Moser starb 30. September 1785. Zwei Jahre vor seinem Tode zeichnete er noch die Resultate seines religiösen Denkens und Empfindens auf. Ein Auszug aus denselben möge diese Skizze beschließen.

„Ob ich gleich, wenn ich es mit Menschen zu thun hätte, auch von Tugenden und guten Werken etwas sprechen und eine Belohnung deswegen erwarten könnte, so wäre mir doch ganz unbegreiflich, daß ein Mensch auf den thörichten Einfall gerathen könne, damit vor Gott zu bestehen, oder wol gar noch eine ewige Seligkeit deswegen zu hoffen, wenn ich nicht wüßte, daß solches bloß daher rühre, weil solche Personen weder Gott noch die Sünde noch ihres Herzens unergründliches Verderben kennen. Das hindert aber nicht nur nicht im geringsten, daß ich nicht so vergnügt als irgend ein Mensch in der Welt leben kann, meine Tage zubrächte; sondern es ist eben das Mittel, vergnügt leben zu können, wenn ich meine Gerechtigkeit nicht in mir selbst suchen darf, sondern in der mir durch den Glauben zugeeigneten Heiligkeit Jesu, in welchem ich mich als einen Heiligen ansehen darf. . . . Eine Reinigung der Seelen nach dem Tode halte ich weder für nöthig noch möglich: denn bei der Gemeinschaft mit Jesu bedarf ich sie nicht, und außer derselben hülfte sie nichts. Die Ewigkeit der Höllestrafen halte ich der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit nach durchaus nicht für unanständig, und umsoweniger ungerecht, da ich nicht vermuthen kann, daß die Verdammten in der Hölle werden besser werden und zu sündigen aufhören, sondern daß sie die alten Sünden mit neuen häufen.“

„An Spectakeln, Lustbarkeiten, Spielen, Tanzen, wilden Musiken u. s. w. habe ich so gar keine Freude, daß, wenn ich auch glaubte, ich für mich könnte ohne Sünde dabei sein, so würde ich doch fern bleiben; ob es aber überhaupt Sünde sei? darauf lasse ich mich gar nicht ein. Man befehle sich nur von ganzem Herzen; was einem sodann der heilige Geist und sein Gewissen erlauben, das kann und will ich ihm nicht zur Sünde machen.“

„Ich kann ebenso denken, wie ein Voltaire u. s. w., und was ich von Gründen oder Spöttereien gegen die Bibel und christliche Religion lese oder höre, ist mir nichts neues; denn ebenso habe ich längst selbst gedacht. Ich kann auf alle Einwürfe ebensowenig hinreichend antworten, als einer, der einen Gott glaubt, alle Einwürfe der Atheisten auflösen wird, oder als man einem Zweifler in tausend Sachen, die man gewiß weiß, glaubt und selber erfährt, auf alle Widersprüche so begegnen kann, daß nicht etwas übrig bleibe, so man an seinen Ort gestellt lassen muß. . . Ich kann denken wie ein Naturalist, und also beides unparteiisch gegen einander abwägen: hingegen ist die unmöglichste Unmöglichkeit, daß ein Unbefehrter mit Ueberzeugung und einem lebendigen Gefühl des Herzens denken könne wie ein Befehrter. Seitdem das Herz den Kopf gelehrt, hat dieser sich ganz umgekehrt auch in den Grundideen.“

„Es ist also nichts als einer innerlichen und gründlichen Ueberzeugung meines Verstandes und dem durch denselben gelenkten freien Willen zuzuschrei-

ben, daß ich mich zu der alten evangelischen (Luther: Arnd: Spener: Frankischen) Religion bekenne, hingegen keine Freudigkeit hätte, zur reformirten zu treten: und zur katholischen überzugehn, wäre mir, so lange ich die h. Schrift Neuen Testaments für Gottes Wort halte, die unmöglichste Unmöglichkeit. Dabei glaube ich, daß der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten, welche die Gnade Gottes in Christo uneingeschränkt glauben, bloß auf exegetischen Wahrheiten beruhe; und ich kann mit wahrhaftig bekehrten Reformirten ohne Anstand brüderlich umgehn.

... Ich setze meine Religion nicht bloß darin, daß ich gewisse Lehrsätze für wahr halte und nach selbigen lebe, sondern daß ich wieder mit Gott vereinigt werde und also selig sei, und zwar allein durch Jesum. Hierzu gehört: 1) eine tiefe, bis ans Ende des Lebens wachsende Erkenntniß und lebhaftes Gefühl des unergründlichen Verderbens des menschlichen Herzens und des unseligen Zustandes in Zeit und Ewigkeit eines natürlichen Menschen; 2) eine lebendige Erkenntniß der unaussprechlichen Langmuth Gottes in Christo; 3) eine gänzliche Aenderung des ganzen angeborenen natürlichen Sinns; 4) eine, wenn dies vorhergegangen ist, durch den heiligen Geist gewirkte wirkliche Ergreifung der statt des verdienten Fluchs und ohne alles Verdienst und Würdigkeit angebotnen Gnade Gottes durch den Glauben an Jesum und die durch sein Blut gestiftete vollkommene Versöhnung und Befreiung von der Herrschaft der Sünde und des Satans; 5) ein daraus fließender Genuß des Friedens Gottes in Jesu und ein bleibendes Zeugniß des heiligen Geistes, daß mir, so lange ich in der Gnade stehn bleibe, alle meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden um des Blutes Jesu willen vergeben seien; 6) ein dem Vorbild Jesu gemäßer Wandel, wozu die Kraft und Willigkeit allein durch den Glauben an ihn hergeleitet wird; 7) daß ich auf solche Weise einen freudigen und kindlichen Zugang zu dem Herzen Gottes durch Jesum und einen Umgang mit ihm haben kann, mich dessen auch wirklich bediene; 8) daß ich die zu dem Eingang in das Reich Gottes unentbehrliche Vollkommenheit in Jesu bereits habe; 9) mithin alle Augenblick, so lange ich in der Gemeinschaft mit Jesu stehe, ohne alle weitere Zubereitung oder Reinigung der Seele nach dem Tod, bereit und würdig bin, in eine selige Ewigkeit überzugehn; sonach auch 10) dem jüngsten Gericht mit größter Begierde und Freudigkeit entgegensehn kann, als dem Ziel aller meiner Hoffnung und dem Anfang einer unendlichen unaussprechlichen Seligkeit in dem nähern Genuß Gottes in Jesu. Jesus ist und bleibt der Mittelpunkt zwischen Gott und mir, er ist mein alles in allem, außer ihm habe und will ich keinen Gott, viel weniger einen gnädigen Gott, am allerwenigsten aber einen Vater. — Wie nun dies lauter Dinge sind, welche die Vernunft nicht lehren kann, oder auch derselbigen thöricht sind, so geschieht es mir gar

nicht sauer, mich von denen, die nicht eines Sinnes hierin mit mir sind, insofern als einen Narren ansehen zu lassen.“ Julian Schmidt.

### Die Lage Oestreichs.

Aus Tirol, 16. Juli. So wenig die Friedensversicherungen Napoleons Vertrauen wecken, oder das Ziel der Rheingrenze als für immer aufgegeben gelten kann, liegt doch der nächste Angriffspunkt napoleonischer Politik nicht am Rhein, sondern in Italien. Venetien und Südtirol sind die gefährdeten Posten. Die Landstrecke bis zur Adria wurde Piemont vom Kaiser durch den Willen des Volkes im Vertrage von Plombières zugesichert, die etlichen Quadratmeilen des welschen Südtirol sind wol das selbstverständliche Zugehör; denn auch sie bewohnen die Angehörigen der großen italienischen Familie. Die Pläne Napoleons auf die Abrundung des Kaiserreichs an den Abhängen der Alpen und der Seeküste, auf Genua, Sardinien, vielleicht auch Neapel knüpfen sich unmittelbar an die Vergrößerung Piemonts gegen Osten. Oestreichs Besitz auf dem Boden welscher Zunge lockt mehr als alles andere zur nächsten „friedlichen Eroberung“. Wer das Volk zwischen dem Mincio und den illyrischen Alpen näher kennt, wird zugeben müssen, daß es mit wenigen Ausnahmen eine tiefe Erbitterung gegen Oestreich im Herzen trägt. Dank derselben kennen Oestreichs Feinde jede Aufstellung seiner Truppen, ihre Stärke, Mittel und Angriffspläne. Luftschiffe und Raketen sind nur die ostensiblen Spione. Verräth man einmal, wie in Villafranca die Versorgung Mantuas mit Mundvorrath auf bloß sechs Tage, die schmutzige Quelle dieser Allwissenheit, so geschieht es eben, weil sie nicht besser ausgenutzt werden kann. Der Italiener ist nachgerade schlau genug, um sich auf thatsächlichen Beweisen nicht ertappen zu lassen; die acht politisch Verdächtigen, die jüngst unter Begleitung von fünf Ebirren und einem Polizeicommissär durch Tirol nach Böhmen abgeführt wurden, waren Präsidenten unionistischer Clubs, bei denen man auch nicht ein verrätherisches Blatt gefunden. Auf solchem Boden wird der Kampf auch dem muthigsten Soldaten erschwert, wir sahen es in dem letzten Feldzuge. Noch schlimmern Druck als diese Mißgunst der Verhältnisse übt die Stimmung des östreichischen Heeres. Von jener Begeist-